

Zeitschrift:	Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber:	Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band:	36 (1965)
Heft:	12
Artikel:	O du fröhliche... : die Entstehungsgeschichte des Weihnachtsliedes
Autor:	Federau, W.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-807446

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und die grossen knochigen Finger der Sibylle wiesen auf dieses arme Kind.

«Ave Caesar!» sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. «Da ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden wird!»

Da pralite Augustus vor ihr zurück wie vor einer Wahnsinnigen. Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu brennen, ihre Hände reckten sich zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so dass sie nicht ihre eigene zu sein schien, sondern solchen Klang und solche Kraft hatte, dass man sie über die ganze Welt hin hätte hören können. Und sie sprach Worte, die sie oben in den Sternen zu lesen schien.

«Anbeten wird man auf den Höhen des Kapitols den Welternuerer, Christ oder Antichrist, doch nicht hinfällige Menschen.»

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der schreckgelähmten Männer, ging langsam die Bergeshöhe hinunter und verschwand.

Aber Augustus liess am nächsten Tage dem Volk streng verbieten, ihm einen Tempel auf dem Kapitol zu errichten. Anstatt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborene Gotteskind und nannte es «Des Himmels Altar», Ara Coeli.

Selma Lagerlöf

O du fröhliche . . .

Die Entstehungsgeschichte des Weihnachtsliedes

Manchmal, am Abend, wenn er sehr einsam war und sehr allein — aber war er eigentlich nicht immer allein, dieser Herr Johann Daniel Falk, den es vor Jahren nun schon hierher, nach Weimar, verschlagen hatte, in die Nähe der grossen, angebeteten Sonne, die Goethe hiess? — manchmal also, an solchen stillen und ein bisschen traurigen Abenden, dann dachte er an seine Kindheit. Dann vergass er, dass er einmal — wann war es nur? — geglaubt und gehofft hatte, ein Dichter zu werden, und dass er statt dessen nur ein Zeitungsschreiber, ein Feld-, Wald- und Wiesenschriftsteller geworden war, der sich nie auf dem Parnass einen Platz erwerben würde.

Nun, damit hatte er sich abgefunden. Hatte sich damit getrostet, dass er aus seinen geringen Gaben das Beste gemacht und mit seinem bescheidenen Pfund so gut gewuchert hatte, wie es nur eben anging. Das also war verschmerzt. Nicht verschmerzt war, nach all diesen Jahren, immer noch das Heimweh, das ihn zuweilen in der Stille überfiel. Heimweh nach seiner Vaterstadt, nach der grauen, alten, türmreichen, giebelreichen Stadt hoch im Norden, an der Weichselmündung. Nach den Gassen und Gäßchen Danzigs, nach der Lastadie, in der er fünf Jahre nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges geboren worden war, die er mit seinen Kinderspielen durchtobt hatte. Nach dem Vater, dem Perückenmacher, den er doch geliebt hatte, wenn er auch von früh auf das väterliche Handwerk verabscheut und ehrlich gehasst und missachtet hatte. Weil er doch ein armes, dummes Kind gewesen war, damals, ohne Wissen um das wirkliche Leben und mit der unbändigen Sehnsucht im Herzen, einmal etwas ganz, ganz Grosses zu werden. Lange genug hatte er

Licht im Dunkel

Steht ein Stern am fernen
dunklen Himmelszelt,
einer nur, denn düster
ist die nächt'ge Welt.

Aber dieser eine
Stern ist hell und klar,
denn der Nächte schönste
dämmert wunderbar.

Liegt das Kind im Stalle
leuchtet rings die Welt,
weil es aller Sterne
Licht in Händen hält.

Maria Dutli-Rutishauser

dem Vater in den Ohren gelegen, bis er endlich weich geworden war. Bis der ehrsame Handwerksmeister ihn auf die hohe Schule geschickt hatte, auf die Petrischule zunächst und dann auf das alte, angesehene Gymnasium. Sogar studieren hatte er dürfen, hatte in Halle das karge Brot der Freitische und der Stipendien seiner Vaterstadt gegessen. Aber er war weder ein Gottesgelehrter und Gottesstreiter geworden noch ein Dichter von Rang. Nein, auch kein Dichter von Rang. Wenn er daran dachte und an seine Bemühungen auf diesem Gebiet und an deren bescheidene Früchte, dann huschte in solchen Stunden der Einsamkeit, der Selbstbesinnung und der Selbsterkenntnis ein bitteres Lächeln über seine Lippen. Was ihn seinerzeit schliesslich nach Weimar getrieben hatte, das hatte sich als eine Seifenblase erwiesen. Nichts hatte der Angebetete, der Göttliche, nichts hatte der Geheimbte Rath Goethe getan, um ihn, Johann Daniel Falk, zu fördern. Kein Wort der Anerkennung hatte er je für Falks dichterische Bemühungen gefunden, ja, Falk hatte oft genug zu spüren bekommen, dass Goethe ihn ablehnte, ihn nicht recht mochte. Und sogar auf seine Landsmännin, auf die hübsche Witwe Johanna Schopenhauer — die doch bei Gott mit ihrem ungebärdigen Sohn Arthur des Kummers genug hatte! — hatte sich die Abneigung Goethes gegen Falk übertragen.

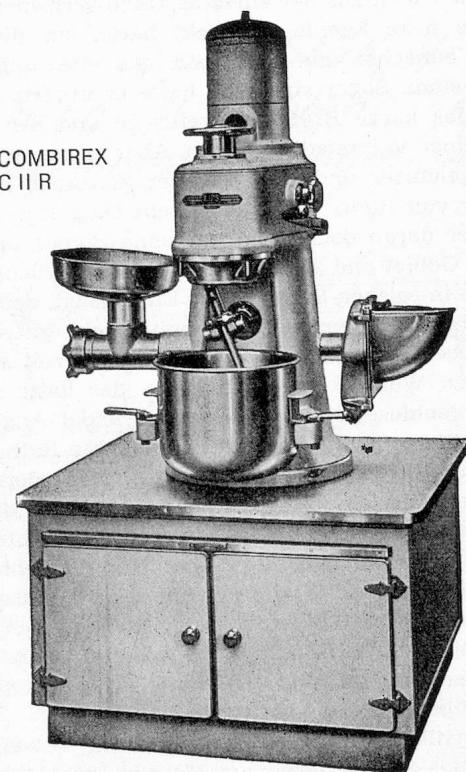
Solche trüben Gedanken kamen Falk zuweilen, in nächtlicher Stunde. Aber am Morgen, wenn das Licht der frühen Sonne heiter durch die Fensterscheiben brach, dann waren sie rasch genug verweht. Dann dachte der Alternde daran, dass man um eines schöneren Gestern willen nie und nimmer das Heut und dessen Aufgaben vergessen dürfe. Dann dachte er daran, dass er sich ja eine Aufgabe, eine schöne und grosse Aufgabe gestellt hatte. Dass es nicht auf Gefühl ankam, sondern auf die Tat.

War man nicht durch eine schreckliche Zeit gegangen? Durch die Wirren und Schrecken der napoleonischen Kriege? Durch die Lethargie der nachfolgenden sechs Jahre? Durch die Unruhen und Erschütterungen des Befreiungskrieges dann, die doch auch der Opfer und des Blutes genug gekostet hatten? In jenen Jahren hatte er, der sich aus seinem theologischen Studium wenigstens ein schönes und völlig unerschüttertes Gottvertrauen hinübergerettet hatte in das Grau des Alltags, die Verse geschrieben:

Lips

Universal-Küchenmaschinen

Für jeden Betrieb die richtige Grösse: Hotels, Restaurants, Kantinen, Spitäler, Anstalten, Institutionen.



Kurze Lieferfristen
Prompter Monteurservice
Fachmännische Beratung

MASCHINENFABRIK J. LIPS
8902 URDORF

Tel. (051) 98 75 08

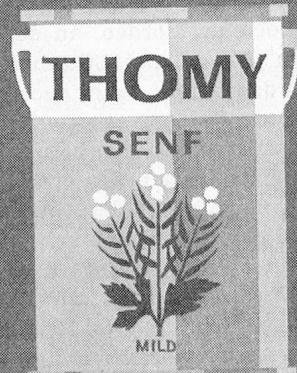
Jetzt die rassigen
Herbst -
spezialitäten...



natürlich
erst richtig,
à la mode du chef,
mit

THOMY
SENF

Thomi + Franck AG Basel



Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffes Ruder bricht,
Wo nun Rettung finden?

Auch jene Zeit war vorüber. Nicht vorüber aber war das Leid, das sie über die aus den Fugen geratene Welt gebracht hatte. Das Leid der Flüchtlinge, das Leid aller Kinder, die die tödlichen Auswirkungen dieser Kriege des Vaters, oft genug auch der Mutter beraubt hatte.

Für sie, die Vaterlosen, die Elternlosen, hatte Falk sein Werk geschaffen, seinen «Lutherhof», dieses Haus, in dem die Enterbten, die hilflosen und entwurzelten Kinder Aufnahme fanden und im Geist eines wahrhaften Christentums, im Geist der Liebe erzogen wurden.

An diese «seine» Kinder musste Johann Daniel Falk denken an einem nebelverhangenen Dezembermorgen, am Morgen des letzten Advent. Und plötzlich überfiel es ihn, er müsse etwas tun für das bevorstehende Weihnachtsfest, er müsse ein Lied für seine Kinder schreiben, das ihre Herzen fröhlich mache und voller Hoffnung.

Gesagt, getan. Und siehe da: ihm der so oft mühsam um das richtige Wort, um den richtigen Reim ringen musste, flossen nun die Zeilen wie von selbst zu. Die Verse, die alles enthielten, was er seinen Pflegebefohlenen schenken wollte: Freude und Fröhlichkeit des Herzens, Gottvertrauen, Liebe, Hoffnung.

Zwei-, dreimal überlas er die Verse. Setzte sich dann an sein etwas dünn klingendes, schmalbrüstiges Spinnennetz, suchte zum Wort das Lied, die Melodie. Eine einfache, jubelnde, herzbezeugende Melodie . . .

Am Heiligen Abend gab es eine Weihnachtsfeier im Lutherhof. Viele um die öffentliche Wohlfahrt Weimars bemühte, angesehene Persönlichkeiten waren geladen. Auch die Schopenhauerin, auch Falks Landsmännin. Und sie hatte sich dieser Einladung nicht entziehen können.

Auf dem Podium, inmitten seiner Kinderschar — durch sie selbst so jung geworden, dass man ihm seine mehr als fünfzig Jahre wahrlich nicht ansah — stand Falk. Warf noch einen Blick auf die vornehmen Gäste, einen zweiten, mahnenden dann auf die Kinder, hob die Hand mit dem Taktstock, und — zum ersten Male — scholl hell, jubelnd durch die Weite des Saales das Lied:

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit.
Welt ging verloren,
Christ ist geboren,
freue, freue dich, o Christenheit.

Eine zweite Strophe. Eine dritte dann. Hell schmetterten die Kinderstimmen, die zarten, ihren Jubel in die Welt hinaus: Himmlische Chöre jauchzen dir Ehre!... Der Taktstock sank nieder. Die Stimmen schwiegen. Ergriffenheit malte sich in den Gesichtern der Zuhörer. Auch die Augen von Johann Daniel Falk waren nass geworden, dass er kaum etwas sehen konnte. Er war sehr bewegt, und er wusste doch nicht, dass er auf den Schwingen dieses kleinen Liedes nun hinübergleiten würde in die Unsterblichkeit!...

W. Federau

Weihnacht mit berühmten Männern

Heiligabend mit Friedrich von Schiller

Weihnachtsfest — es ist etwas Eigenes um die Christnacht, und jene stille Stunde einmal im Jahr, in der die Kerzen am Tannenbaum aufleuchten und durch die winterliche Nacht die Glocken so ganz anders klingen als sonst. Es ist die Zauberstunde unseres Lebens, der sich kaum jemand zu entziehen vermag, der sie in seiner Jugend kennengelernt hat. Die innersten Saiten, längst verdeckt und verstaubt, klingen an, und ferne Stunden der Kindheit, der schönsten mit des Lebens, werden wie im Traum lebendig.

Die Grössten unter uns, jene, die immer in ihrer Schöpferkraft im Kampf liegen mit allen Mächten, die oft fernab der anderen einsam sind, haben diesen Zauber gespürt und sich ihm willenlos hingegeben. Was hilft der Verstand in diesen Stunden, wenn übermäßig das Gefühl hinströmt und alles andere zudeckt.

Friedrich von Schiller hat das selbst an sich erlebt und wunderschön gesagt zu einer Zeit, als er noch keine Kinder hatte. Es war im Jahre 1793, als van Hoven am Heiligen Abend unerwartet den Dichter besucht, den er mitten in der Arbeit zu treffen vermutet. Aber wie findet er ihn vor? — Schiller sitzt vor einem mächtigen, festlich geputzten Baum, den er selbst hergerichtet hat mit unendlich vielen Lichtern, vergoldeten Nüssen und Zuckerwerk und Pfefferkuchen. Die Kerzen brennen, und Schiller, mutterseelenallein in seinem besten Rock, sitzt mit leuchtenden Augen und starrt in die flimmenden, zuckenden Lichter. Er bittet den Freund Platz zu nehmen und lässt sich gar nicht stören, ein Stückchen nach dem andern von dem Zuckerwerk aus dem Tannengrün herunterzunaschen. Und er sagt zu van Hoven: «Sie wundern sich, lieber Freund? Ich erinnere mich meiner Jugend und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu antizipieren! Der Mensch ist nur *einmal* Kind, und er muss es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat!»

Schlichter und inniger — mit einem Wort: dichterischer kann es wohl nicht gesagt werden, noch dazu von einem Mann, der die tiefe und grosse Freude des «Vaterseins» erst vorausahnt.

Friedrich Hebbel und Jean Paul unterm Weihnachtsbaum

Friedrich Hebbel, der heimatlose, ruhelose Maurersohn, der in die Welt hineingewandert ist, findet am Christabend seinen Ruheplatz. Alle Kämpfe und Sorgen, alle Mühen und schweren Gedankenlasten lösen sich in dieser stillen Stunde in reine Freude auf. Im Jahr 1843 ist er in Paris. Die Seine-Stadt kann ihm an diesem einen Tag im Jahr natürlich nichts bieten. Und noch steht Elise Lensing in seinem Leben. Am 27. Dezember notiert er in seinem Tagebuch, das ihn überallhin begleitet: «Regen und Nebel... oder vielmehr: Nebeldampf. Am ersten Weihnachtsfeiertag war Frühlingswetter... und auf den Boulevards wurden Veilchen feilgeboten!» — Aber er ist in Notre-Dame gewesen. «Die Musik ist schlechter als in München!» Er wundert sich sehr über die Prozession in der Kirche, bei der mit «priesterlicher Grandezza Kuchen herumgetragen werden, die mit Lichtern besteckt sind.»